

«Die Schweiz ist mein Glück»

Als Zehnjährige kam sie aus Albanien in die Schweiz, jetzt singt sie die Lieder aus ihrer Heimat mit einem Jazztrio in aller Welt: Elina Duni ist das Schönste, was die Schweiz derzeit musikalisch zu bieten hat.
Von Markus Schär

Kann das gutgehen? «Wenn ihr zu tanzen beginnt», sagt der Konzertgast mit der Statur eines Baumaschinenführers zu seinen blondierten Begleiterinnen, «dann laufe ich davon.» An den Tischen im kleinen Arboner Kultur-Cinema drängt sich das Publikum, die Mehrheit davon mit albanischen Zügen. Dabei steht nicht ein Unterhaltungsabend an, sondern ein Jazzkonzert: Elina Duni spielt mit drei Schweizer Kollegen ihre eigene Musik auf Weltklasseniveau.

Als zehnjähriges Mädchen kam sie 1992 aus dem abgeschotteten kommunistischen Albanien nach Luzern. An der Jazzschule Bern als Sängerin ausgebildet, spielt sie seit 2005 Volkslieder vom Balkan mit dem Piano-Trio von Colin Vallon und gab zwei Alben heraus: «Baresha» (2008) und «Lume Lume» (2010). Vor drei Jahren stieg sie zum Münchner Label ECM auf, wo der Produzent Manfred Eicher seit bald einem halben Jahrhundert seine eigene Jazzgeschichte schreibt. Dieses Jahr gab sie mit «Dallëndyshe» eines der schönsten Alben weltweit heraus. Sie setzt jetzt ausschliesslich auf albanische Lieder und weckt damit bei der Diaspora Heimatgefühle. In Arbon feiern sie alle, niemand läuft davon.

Auf Youtube ist ein Auftritt von Ihnen beim European Jazz Meeting zu sehen. Da sagen Sie, Sie lebten «in wonderful Switzerland which is my home». Was finden Sie so wunderbar an der Schweiz?

Ich sage immer, in meiner Musik träfen sich zwei Welten, Albanien und die Schweiz. Und ich sage, die Schweiz habe immer viele

«Ich habe jedenfalls in der Schweiz nie Rassismus erfahren.»

Leute willkommen geheissen, auch mich. Ich kam als Zehnjährige hierher, die Schweiz gab mir viel. Ich hoffe, sie bleibt ein Land, das Menschen willkommen heisst. Das ist die Schweiz, die ich liebe.

Was empfinden Sie hier als «my home»?

Ich fühlte mich immer gut aufgenommen, schon bevor ich mich mit sechzehn einbürgern liess. Ich sehe jetzt, da es wirtschaftlich weniger gut geht, dass sich Schweizer gegen Ausländer wenden. Aber gerade dort, wo viele Ausländer leben, gibt es



«Albanien ist mein Feuer»: Jazz-Sängerin Duni.

diese Angst vor den Ausländern ja nicht. Ich habe jedenfalls in der Schweiz nie Rassismus erfahren, vielleicht weil ich in einem Milieu von Künstlern und Intellektuellen aufwuchs. Und ich erlebe auch das Schweizer Publikum als sehr offen, es ist super. Ich bin ja eine Romande, die Schweizerdeutsch spricht; das ist wichtig.

Sie fühlen sich als Romande?

Ich bin in Genf aufgewachsen, Französisch ist fast meine Muttersprache, und ich fühle mich eher als Lateinerin, obwohl ich die letzten zehn Jahre in Bern wohnte: als albanische Romande, die Schweizerdeutsch spricht. Ich sage immer: «Albanien ist mein Feuer, die Schweiz ist mein Glück.»

Sie kamen als Kind zuerst nach Luzern, mit ihrer Mutter, die einen Schweizer heiratete.

Das war sehr schwierig. Luzern ist eine kleine Stadt. Und in Albanien gab es kaum Ausländer; wir sahen sie fast als Götter an, unnahbar. In Albanien war ich ein Kinderstar, in Luzern niemand. Oder noch schlimmer: eine arme Albanerin. Ich war sehr allein; ich erlebte das erste Mal Einsamkeit. Da rettete mich die Musik, ich entdeckte die Beatles, meine einzigen Freunde. Das war schwierig, aber es macht dich stark, wenn du die Einsamkeit überlebst – du kannst dann noch viel Schwierigeres und Schlimmeres meistern.

Kannten Sie in Albanien gar keinen Pop?

Michael Jackson; doch er war verboten. Die italienischen Schlagersänger Adriano Celentano oder Gianni Morandi waren sehr bekannt, aber ausser klassischen Werken durften wir keine ausländische Musik hören. Volksmusik gab es überall viel, aber es war nicht mehr die Musik des Volkes, sondern meistens nur Propaganda für die Partei.

Was waren Ihre Lieblingsongs der Beatles?

Alle. In Luzern hörte ich vor allem «Across the Universe»: (*Singt*) «Nothing's gonna change my world... Pools of sorrow, waves of joy are drifting through my opened mind.» Ich kenne eigentlich noch alle Beatles-Songs.

Sie zogen dann bald nach Genf.

Das war meine Stadt, die Freiheit für mich. Es gibt in Genf ja viele Ausländer; ich war nicht mehr die kleine, arme Albanerin. Aber ich fand in Genf nicht, was ich musikalisch suchte; deshalb ging ich 2003 nach Bern an die Jazzschule. Ich wollte auch die Schweiz besser kennenlernen. Genf ist eine super Stadt, doch man bekommt dort das Gefühl, man sei in Genf, aber nicht in der Schweiz. Bern liegt mitten in der Schweiz, man kommt von da überallhin. Und ich lernte an der Jazzschule meine Mitmusiker kennen, Colin Vallon und

Norbert Pfammatter, später auch unseren neuen Bassisten Lukas Traxel. Aber jetzt wird mir Bern zu eng. Nach zehn Jahren muss ich jeweils weitergehen. Ich dachte an Paris oder Berlin, nun ziehe ich nach Zürich. Es gefällt mir sehr in der Schweiz; ich träume davon, hier zu wohnen und überall zu spielen.

Dann wählten Sie Zürich wegen des Flughafens?

Genau.

Ich wollte Sie kennenlernen, weil ich Sie für das Beste halte, was die Schweiz derzeit musikalisch zu bieten hat. Einverstanden?

(*Lacht*) Dazu kann ich nichts sagen. Es gibt in der Schweiz sehr viele interessante Musiker.

Wen sehen Sie sonst?

Zuerst natürlich das Colin Vallon Trio, eines der spannendsten Trios, die es gibt. Aber auch seinen Schlagzeuger Julian Sartorius, der solo sehr interessante Sachen macht. Den Sänger Andreas Schaerer mit seinem Sextett «Hildegard lernt fliegen.» Oder die

«Die Volksmusik wird schlecht gespielt, sie dient nur noch zum Tanzen und zum Trinken.»

Sängerin Joy Frempong, deren Vater aus Ghana kommt. Pro Helvetia half in den letzten Jahren vielen Schweizer Bands, gerade Leuten mit multikulturellem Background; auch ich verdanke ihr viel. Das geht hoffentlich weiter. Die Schweizer machen eigene Sachen, nicht Mainstream, damit finden sie ein interessiertes Publikum, zum Beispiel in Deutschland. Mir tut es manchmal weh, dass die Schweiz auf ihre Musiker nicht so stolz ist, wie sie es sein könnte.

Aber braucht es wirklich noch mehr Geld für die Kulturförderung?

Ich finde schon, ja. Nach Deutschland oder Frankreich spielen zu gehen, ist sehr teuer. Wenn dir niemand hilft, kannst du international nicht mithalten. Du bringst eine CD raus, spielst in drei, vier Schweizer Klubs; dann musst du die nächste CD machen. Pro Helvetia gibt vielen Schweizer Jazzmusikern die Möglichkeit, ins Ausland zu gehen. Aber ich glaube, das ganze Budget für den Jazz ist ungefähr 700 000 Franken im Jahr. In der Schweiz bekommt ein Jazzmusiker für ein Konzert zwischen 250 und 400 Franken; dafür arbeitet er einen Tag, manchmal zwei.

Sie sind jetzt bei ECM, also im Olymp des Jazz. Was bringt Ihnen das?

Die Journalisten nehmen mich jetzt ernst und schreiben auch viel mehr. Es gibt bei ECM fast keine Sängerinnen, ich falle also auf. Ich fühle mich sehr geehrt, in dieser Familie zu sein, zu der fast alle grossen Jazz-

musiker gehören. Und es ist spannend, mit Manfred Eicher zu arbeiten. Wir trafen uns gerade im richtigen Moment, als wir im Quartett daran dachten, stärker in eine kammermusikalische Richtung zu gehen. Aber es wird auch so immer schwieriger, Auftrittsmöglichkeiten zu finden. An vielen Orten in Europa gibt es kein Geld für Jazz mehr; wir spüren die Krise. Wenn du nicht in der Champions League spielst, dann musst du kämpfen. Die Veranstalter buchen nur noch Leute, bei denen sie wissen, dass der Laden voll wird.

Können Sie sich vorstellen, einmal etwas auf Mundart zu machen? Singen Sie also einmal das Guggisbergerlied?

Ja, ich habe ein Soloprojekt, bei dem ich in verschiedenen Sprachen singen möchte. Ich stelle mir eine Reise durch die Emigration vor; sie fängt irgendwo an und endet in der Schweiz. Ich will damit sagen: Wir sind alle potenziell Migranten.

Das Guggisbergerlied war im 18. Jahrhundert bei den Schweizer Söldnern in Frankreich verboten, weil sie Heimweh bekamen und davonliefen. Das Heimweh galt damals als Schweizer Krankheit.

Ah ja? Wow! Sehen Sie: Auch die Schweizer waren einmal arm und mussten anderswohin arbeiten gehen. Diese Erfahrung sollte uns Solidarität lehren. Das ist ein Statement, das ich sehr wichtig finde. Ich möchte darum schnell etwas dazu machen.

In Albanien sind Sie ein Star. Der frühere Ministerpräsident Sali Berisha kam zu Ihrem Konzert, und Sie machten auch ein Lied zur Feier von hundert Jahren Unabhängigkeit.

Ich bin bekannt; was ich mache, ist aber für eine Elite. Albanien und das Kosovo sind so ein kleiner Markt, du machst zwei, drei Konzerte, dann ist es vorbei. Wichtig ist mir, die Poesie dorthin zurückzubringen. Die Volksmusik wird schlecht gespielt, sie dient nur noch zum Tanzen und zum Trinken. Die Traditionen sterben, das tut weh. Wir kommen von einer Tournee im Balkan zurück, die Konzerte waren überall ausverkauft, in Tirana, in Skopje, in Pristina. Da spürte ich den Hunger der Leute, sie schätzen unseren Ernst, wie wir diese Lieder spielen.

Wir treffen uns in Arbon, hier kamen mindestens zwei Drittel gebürtige Albaner in Ihr Konzert. Die Diaspora scheint Sie zu lieben.

Ja, es kommen mehr und mehr Albaner, an jedes Konzert. Das ist schön. Es ist wichtig, Brücken zu bauen, Brücken zwischen Welten, zwischen Kulturen, zwischen Menschen; wir machen es seit zehn Jahren. Musik ist für mich nie nur Musik; sie braucht auch eine Botschaft. Das ist für mich eine moralische Verpflichtung: die Welt ein bisschen besser zu machen. ○